

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Christoph Marksches

## VERLEIHUNG DES POSTDOC-PREISES DES LANDES BRANDENBURG

2. Dezember 2021, Potsdam

### Grußwort

---

„How my mind has changed“ – seit vielen Jahren, liebe Frau Schüle, lieber Oliver Günther, liebe Kolleginnen und Kollegen, meine Damen und Herren, vor allem aber liebe Preisträger Matthias Hartlieb und Björn Sörgel: Seit vielen Jahren druckt ein in Chicago erscheinendes amerikanisches Wochenmagazin Ergebnisse einer Umfrage unter diesem Titel: „How my mind has changed“ oder präziser: „How my mind has changed in this decade“? Wie man die Frage in Deutsche übersetzt, ist nicht ganz einfach zu beantworten. Ich besitze ein kleines Taschenbuch mit übersetzten deutschen Antworten, das trägt den Titel: „Wie ich mich verändert habe“. Da meint man den Einfluss der berühmten und oft zitierten Geschichte von Herrn Keuner zu hören, der von einem alten Bekannten, den er nach vielen Jahren auf der Straße traf, begrüßt wurde mit den Worten: „Sie haben sich gar nicht verändert“. Nun heißt aber „How my mind has changed“ eigentlich erst einmal: „Wie sich meine Meinung geändert hat, wie ich es mir anders überlegt habe“.

Heute verleihen wir den Postdoc-Preis des Landes Brandenburg, den das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur jedes Jahr in zwei Kategorien vergibt. Ich bin mir absolut sicher, dass die heute Ausgezeichneten und hoffentlich auch alle anderen, die die Jury unter Vorsitz meines verehrten Vorgängers Günter Stock diskutiert hat, über ihre Postdoc-Phase in der Rubrik „How my mind has changed“ hätten publizieren können. Ich erinnere mich gut, wie sich während meiner Postdoc-Phase der Horizont von einem vergleichsweise kleinen Feld im Bereich der Geistes- und Ideengeschichte der Antike, das ich im Rahmen der Promotion bearbeitet habe, weitete – Einsichten in die Archäologie kamen beispielsweise hinzu und ich begriff, dass wir Vergangenheit nicht nur aus Texten einer kleinen schreibkundigen Oberschicht kennen, sondern auch aus Überresten der Materialkultur breiterer Bevölkerungsgeschichten. Ich bin manchmal durchaus peinlich berührt, wenn ich auf mich selbst schaue und mir klarmache, wie naiv und vorläufig mir heute scheint, was ich früher gemeint und gedacht habe. Wie konnte ich Geistes- und Ideengeschichte betreiben ohne politische und materialkulturelle Fragen mit zu bedenken? Schlimm wäre aber ja nur, wenn ich es heute noch täte und sich meine Ansichten nie geändert hätten. Erst dann müsste es mir wirklich peinlich sein. Gerade wie bei Bertolt Brecht. „„Oh!“ sagte Herr K. und erbleichte“.

Universitäten, Hochschulen und außeruniversitäre Forschungsinstitute sind Einrichtungen, an denen wir tunlichst einüben sollten, immer wieder unsere Meinungen zu ändern und längst nicht nur alle zehn Jahre eine Geschichte zu schreiben „How my mind has changed“. Natürlich gibt es Grundprinzipien, die bei allem Wandel auch beizubehalten sind, oder bei denen man gründlich überlegen sollte, ob sie zu ändern sind. Grundprinzipien, die in der Wissenschaft beispielsweise dadurch geschützt sind, dass sie in anderen Disziplinen erarbeitet und bedacht werden. Aristoteles spricht von Axiomen. Und so bezieht beispielsweise die Wirtschaftswissenschaft bestimmte Grundprinzipien aus der Mathematik und da es ist gut, dass wir nicht jeden Tag überlegen, ob wir unsere Meinung zu Grundgesetzen der Mathematik vielleicht ändern sollten. Aber solche Grundprinzipien machen nur Sinn, wenn immer wieder geprüft wird, ob sie richtig angewendet werden und wir unsere Ansichten über die bestmögliche Anwendung ändern, wenn sich die Verhältnisse geändert haben.

Viele unter Ihnen, meine sehr verehrten Damen und Herren, haben heute Vormittag über „gute Arbeit in der Wissenschaft“ nachgedacht. Ich werde mich hüten, in einem Grußwort ein Symposium zu kommentieren, an dem ich nur partiell teilgenommen habe. Aber ich darf als Theologe vielleicht eine Bekehrungsgeschichte erzählen, eine Geschichte unter dem Motto: „How my mind has changed in the last decade“. Als ich nach dem Ende meiner Präsidentschaft zwei Rufe nach Oxford und Chicago bekommen habe, habe ich mich so verhalten, wie ich es aus meiner Umgebung und von meinen Lehrern kannte. Ich bin zu meinem Nachfolger im Präsidentenamt, einem ehemaligen Kultusminister, und zu meiner Nachfolgerin gegangen, einer ehemaligen Wissenschaftsministerin dieses Landes, und habe verhandelt. Und ich habe im Rahmen meiner Bleibeverhandlungen jeweils eine weitere Stelle für eine persönliche Assistentin bzw. einen Assistenten gefordert. Beide Stellen wurden mir zugesagt und manches andere mehr. Glücklicherweise waren die beiden Verhandlungspartner am anderen Ende des Tisches nicht, denn die Humboldt-Universität hat nun einmal keine üppige Verhandlungsmasse in ihrem knappen Haushalt. Ich bin aber rückblickend auch nicht mehr sehr glücklich mit dem, was ich da gefordert habe. Denn in den letzten Jahren fand ich immer unangemessener, junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler während der vielleicht wichtigsten Jahre der Formung ihres persönlichen Forschungsprofils für meine eigene Forschung arbeiten zu lassen – „Können Sie mir mal Literatur zu koptischen Elia-Apokalypse heraussuchen?“ Kann ich eigentlich im Zeitalter der Digitalisierung auch selbst. „Können Sie mir mal die Fußnoten meines Aufsatzes zur koptischen Elia-Apokalypse auf die Konvention der Harvard Theological Review umstellen?“. Hätte ich eigentlich beim Schreiben schon selbst tun können. Und tue ich dieser Tage während meiner eigenen wissenschaftlichen Arbeit an dem spätantiken Text der koptischen Elia-Apokalypse auch.

Ich gestehe gern, dass eine solche Form, persönliche Assistierende in den Geistes- und Sozialwissenschaften zu verwenden, nicht flächendeckend für die Wissenschaftslandschaft unseres Landes charakteristisch ist. Aber eben auch charakteristisch. Für mich selbst charakteristisch noch vor rund zehn Jahren. Und vermutlich geht es auch nicht nur mir selbst so, dass ich diese Form von Beschäftigungsverhältnissen inzwischen unzeitgemäß finde. Stichwort „Ich bin Hanna“. Mir scheint, dass wir im Augenblick Zeugen einer umfassenden Neugestaltung der Personalverhältnisse an den Hochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen werden und die nach 1968 kaum angetasteten und weitestgehend wiederhergestellten Verhältnisse der bundesrepublikanischen Wohlstandsgesellschaft nun erstmals wirklich auf den Prüfstand kommen. Denn vor dieser bundesrepublikanischen Wohlstandsgesellschaft der sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts gab es noch gar keine persönlichen Assistenten. Mein berühmter Vorgänger auf der Professur, Adolf von Harnack, hatte selbstverständlich keinen persönlichen Assistenten. Ein sogenannter Seminarsenior kümmerte sich auf freiwilliger Basis darum, dass es zu einer Seminarsitzung einen Protokollanten und ein abgestimmtes Protokoll der vorausgehenden Sitzung gab. Und da Harnack zu den Pionieren des Frauenstudiums gehörte und Frauen schon als Gaststudentinnen zuließ, als sie noch gar nicht offiziell zugelassen waren, gab es auch Protokollantinnen und Seniorinnen. Das System von persönlichen Assistentinnen und Assistenten gehört – ebenso wie viele weitere Details des Universitätssystems der bundesrepublikanischen Wohlstandsgesellschaft der sechziger Jahre – nicht zu den Axiomen des deutschen Universitätssystems, die besser nicht geändert werden sollten.

An der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften denken wir über den Wandel des Universitätssystems nach, unsere Junge Akademie gehört zu den Treibern dieses Wandels insbesondere im Blick auf die Personalstrukturen und insofern bedauere ich, heute Vormittag nur partiell dabei gewesen zu sein, freue mich auf weitere Diskussionen und gratuliere den beiden Preisträgern, lieber Herr Hartlieb, lieber Herr Sörgel. Viel Spaß bei Ihren künftigen Veränderungen. Und lassen Sie mich bitte teilhaben, wenn Sie das nächste Mal darüber reflektieren „How my mind has changed“.